

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann

[urn:nbn:de:bsz:31-336999](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336999)

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.



Aussichten = Bettel.

Es giebt so viel schöne Hochpunkte im deutschen Vaterlande, wo sich am klaren Sommertage weit ausschauen läßt in die Lande.

Du hast Dir einen freien Tag gemacht, du steigst auf den Niederwald im Rheingau, auf den Drachensfels im Siebengebirge, auf den Inselberg in Thüringen, auf den Brocken im Harz, auf die Bastei im sächsischen Hochland und wie die hundert schönen Aussichtspunkte im Vaterlande heißen.

Es ist wohlgethan, daß überall Speise und Trank zu haben ist, denn der Mensch lebt nicht vom Ausblicke in die Natur allein. Du willst nun in einsamer Betrachtung oder mit Freunden und Genossen Dich in der freien Höhe auf der Höhe frei empfinden. Da sitzt aber ein Bursche und verschleucht Dir alle Ruhe und alles still vergnügliche Sammeln durch ein mehr oder minder pfuscherhaftes Spiel auf der Ziehharmonika oder auf einem Musikinstrument. Der Arme verdient gewiß Dein volles Mitleid, und je reichlicher Deine Gabe, um so besser; aber hat der Arme ein Recht, Dir und Allen die vor Dir kamen und nach Dir kommen werden

mit dem keuchenden und schrillenden Instrumente die im mühsamen Bergsteigen erkaufte Ruhe und stille Erholung zu rauben?

Auf dem schönen Niederwald mit dem Ausblick in das fröhliche Rheingau kommt Dir gar noch ein Trommler entgegen und trommelt Dir alle Waldesruhe weg.

Es giebt Gegenden, wo die Polizei den Armen besondere Erlaubniß zu diesem Gebudel verleiht, aber auch mit dem verbotenden Einschreiten der Polizei wäre nichts gethan. Es gibt nur Ein Mittel, die stille Höhe unserer Berge unversehrt zu bewahren: wenn sich jeder für verpflichtet hält, die entsetzlichen Instrumente schweigen zu heißen und wo die Noth spricht, geradezu seine Gabe zu spenden.

Wohlthäter Ungenannt.

Wir hätten es nicht mehr geglaubt, und doch haben wir dran glauben müssen, daß auch in unserer Zeit das Elend der Hungersnoth stattfinden kann. In Ostpreußen wüthete die Hungersnoth mit allen ihren Schrecken und der Eifer der Wohlthätigkeit, von keiner anderen Zeit übertroffen, bewährte sich. Wenn man aber die Listen der Geber durchlas, konnte man oft lesen: Ungenannt so und so viel. Es lohnt sich wohl der Mühe darüber nachzudenken, ob es wohlgethan ist, bei Uebung der Wohlthat seinen Namen zu verschweigen, dieses Verschweigen kann ebensowohl Verschwiegenheit als Stolz sein.

Jesus hat zwei scheinbar widersprechende Behandlungen in Bezug auf Wohlthätigkeit.

Da heißt es Matthäus Cap. 5 V. 16: „Lasset Euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie Eure guten Werke sehen.“ Schnurstracks dagegen ebenfalls bei Matthäus Cap. 6. V. 3: „Wenn Du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die Rechte thut.“

Dieses sich Verhüllen mag sich aber nur auf Privatwohlthätigkeit beziehen, von Mensch zu Mensch, wo der Begüterte dem Bedürftigen hilft; da aber, wo es sich um öffentliche Wohlthätigkeit handelt, da sollte man sich ohne Scheu nennen; denn einerseits dient das zur Aneiferung und Erweckung für den lässigen Nachbar, andererseits stellt sich eine Selbstbestenerung nach Pflicht und Gewissen dabei heraus. Ueberlege Dir die Sache weiter.



Eine Reise-Lehre.

Wie soll man's auf Reisen halten? Wer hat zuerst zu grüßen? Derjenige der den Berg heraufkommt, oder der ihn herabsteigt? Da kann ich Dir eine gute alte Regel geben:

Wenn Du auf einer Wanderung den Berg hinuntersteigst, so grüße den, der erst die Mühe hat, hinaufzusteigen, und wenn Du hinaufsteigst und es begegnet Dir ein Herabkommender, so grüße den, der die Herrlichkeiten bereits genossen hat, und freue Dich, daß er sie Dir zum ungeschmälkerten Genuße stehen ließ.

Sei versichert, es werden Dir sehr Viele sehr prozig danken oder auch gar nicht; es gilt ja für vornehm, sich nicht um seinen Nebenmenschen zu bekümmern, aber in der Kirche natürlich wird immer von Menschenliebe und von Kindern Eines Vaters gesprochen. Wenn Du trotzig abgewiesen, oder auch nur scheel angesehen wirst, laß Dich's nicht verdrießen, sondern freue Dich, daß Du reicher bist als diese ewig Verdrossenen, denen die Vornehmthueri die Knochen angefressen hat.

Geschmuggelt, bestochen und von der Censur gefristet.

(Eine kleine Erinnerung des Gevattermannes.)

Es war im Juli 1845. Eine bunte Gesellschaft reiste im Eilwagen von Adorf aus nach den böhmischen Bädern. Wir hielten am Zollhaus der österreichischen Grenzstation. Unsere Pässe waren nach strenger Besichtigung passirbar befunden. Nun hieß es: „Haben Sie nichts Mauthbares?“ Ich erklärte, daß ich zu einem vierwöchentlichen Badeaufenthalt in Marienbad hundert Stück Cigarren bei mir hätte. Der Zollbeamte sah mich groß an und zog seinen Schnurrbart rechts und links durch Zeigefinger und Daumen. Ein hochgewachsener preussischer Beamter, der zum Imponiren an der Grenze seinen Orden im Knopfloche sichtbar gemacht hatte, ließ mich scherzend an über mein ehrliches Bekenntniß.

Ich erklärte, daß ich, zum ersten Mal die österreichische Grenze überschreitend, mir vorgenommen hätte, weder zu schmuggeln noch zu bestechen. Der Mann zuckte mit den Achseln. Nun wurde nach und nach Alles erpedirt und der Mauthbeamte kam nochmals zu mir und fragte in sehr gutmüthigem Tone: „Sollen wir Ihren Koffer aufmachen?“ — „Ist nicht nöthig“, sagte ich, „ich habe 100 Stück Cigarren, wovon ich hier fünf in der Tasche habe, und will das zwanzigfache Gewicht verzollen.“ „Das dauert lang“, hieß es, „da müssen Sie dann so und so viel Scheine haben.“ Der Preuße trat hinzu mit den Worten: „Sie halten uns auf; Sie werden mir das Geld schon wieder geben“, und steckte dem Mauthbeamten eine Münze in die Hand. Mein Koffer wurde ungeöffnet aufgepackt. Nun sagten die beiden Mauthbeamten: „Man giebt dem Herrn Inspector drinnen auch Etwas.“ Alles ging in das Bureau. Da stand der Beamte am Stehpulte schreibend und aus einer langen Pfeife rauchend, neben seinen Papieren war eine hölzerne Schüssel mit Streusand. Jeder legte nun eine Münze in die Streusandschüssel. Der Inspector schrieb und rauchte weiter, als ob er nichts sähe.

Wir fuhrten davon, in's Böhmenland hinein.

Diese Geschichte, wie ich sie hier erzähle, schickte ich in den damals von mir herausgegebenen Kalender: „Der Gevattersmann“, der in Karlsruhe, im Großherzogthum Baden gedruckt wurde. Ich gab genau den Tag und den Ort an, die ich jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Ich wies darauf hin, daß die Namen aller Mitreisenden, die Zeugniß ablegen könnten,

in einem großen Buche aus unseren Pässen auf der Grenzstation abgeschrieben seien.

Was geschah aber mit dieser ganzen Geschichte?

In Karlsruhe regierte damals ein im Herzen freigedunnter Fürst. Censor war der bekannte Gelehrte, Ministerialrath Zell. Und dieser Censor strich diese Geschichte von Anfang bis zu Ende als censurwidrig durch.

Natürlich, man hätte Metternich mißfallen, wenn man derartiges hätte veröffentlicht lassen.

Ich glaube, daß es gut ist, wenn man dem heutigen Geschlechte dergleichen in Erinnerung bringt; denn wenn uns auch noch Vieles bebrückt und mangelt, schon daß ich diese Geschichte heute drucken lassen kann, ist ein Zeugniß, daß es anders geworden in Deutschland, und hoffentlich kommen bald Zeiten, wo man sich kaum noch eine Vorstellung von dem machen kann, was uns heute das Herz befaßt und empört.

Der Schaffner von Erfurt.

Ein Eisenbahngespräch.

A. So oft ich aus dem Süden nach Norddeutschland komme, haucht es mich an wie ein eisiger Luftzug, wenn ich diese prozigen Gesichter, diese alle Reisenden wie Rekruten behandelnden preußischen Beamten wieder sehe. Und hören Sie nur, wie die Bahnglocke gezogen wird, so trozig, zänkisch und vorwurfsvoll, als wollte sie jedem Passagier eins an den Kopf geben mit dem Ruf: Mach, daß du fortkommst! Hören Sie diesen Exercierplakton: „Einsteigen!“ und da sitzen wir nun eingesperrt, während wir noch diese paar Minuten in der Restauration sein konnten. Diese Corporalsnaturen haben ein wahres Vergnügen daran, jeden Menschen, sei es auch nur ein paar Minuten, am Halteplatze einzusperrern. Und das nennen sie „stramm“. Wenn ich nur dies entsetzliche Wort „stramm“ nicht mehr zu hören hätte.

B. Und doch ist es gut, wenn dies Wort allgemein gebräuchlich würde, und wenn das, was man damit im Norddeutschen Volke bezeichnet und was uns doch in die bessere Lage brachte, zum allgemeinen Volksgebrauch wird. Ihr Süddeutschen habt etwas Lässliches, die Dinge nicht so genau Nehmendes. Es wird gut sein, wenn etwas von Eurem geschmeidig be-

quemlichen Leben in das Norddeutsche einbringt; aber aufgeweckt, immer zur Hand, immer bereit und gerüstet sein, das ist doch erstes Erforderniß für die Lebenseinrichtung, denn da allein ist Verlaß.

Und so ist es gut, wenn Deutschland nicht nur eine gemeinsame Staatsverfassung, sondern auch durch Ausgleich verschiedener Charakterzüge eine möglichst gemeinsame Gemüthsverfassung gewinnt; das Stramme von uns Norddeutschen und das Behagliche von euch Süddeutschen wird sich ganz gut ineinander finden.



Deutsche Festmahl.

Vor dem Jahre 1866 wurde im deutschen Vaterlande viel getafelt und in Trinksprüchen „Hoch“ gerufen.

Das wird nun auch anders werden, aber bleiben wird, daß wir Deutschen uns gern gemeinsam bei Speise und Trank erquicken und erheben.

Zur männlicheren Fassung sind aber vor Allem zwei Dinge nöthig. Ein Festmahl — bei dem das Essen eben nur Nebensache sein soll — darf keine Speisefarte haben. Ein einziges Gericht, ein gut Stück Fleisch und dazu ein Glas reinen Weines, damit muß Alles fertig sein. Nur wenn das ist, wenn das Geklapper von Teller und Messer und Gabel

und das Umherrennen der Kellner nicht immer erst auf's Neue zum Schweigen gebracht werden muß, nur dann ist es möglich, daß dem Worte sein Recht werde. Jede Ausdehnung des Essens durch fünf und sechs Gerichte bringt jenen Wirrwar und jenen Dusel hervor, daß man sein eigen Wort kaum hört und ein öffentliches nur mit halber Aufmerksamkeit vernimmt.

Eine zweite gute Sache, die bei allen künftigen Festmahlen abzuthan ist, ist der Orchesterlärm einer vollen Musikbande.

Halt! wird mir da entgegengerufen werden, Du willst die frohe Luft der Töne verbannen?

Gewiß nicht! Aber ein Festmahl ist kein Concert und die Ouverturen und Walzer, die als Potpourri's untereinander gemengten Lieberhäcksel gehören, wie es nun einmal beliebt ist, in einen Biergarten oder dergleichen, aber nicht zu einem Festmahle. Werden hiebei Lieder gesungen, so ist die Melodieangabe und Begleitung am Platze, aber jene Einlagen zwischen jedem Gericht und jedem Trinkspruch bringen eine Aufregung und Bestäubung in allen Festgenossen hervor, ein lautes Neben von Nachbar zu Nachbar und ein Ueberbieten der Stimme im öffentlichen Neben, daß von einem in sich geregelten Fortgange eines Festmahles keine Spur mehr bleibt. Rothdürstig kann zuletzt nur noch der Vorsitzende einem Redner Gehör verschaffen, die Menschen vergessen, oder wollen nichts mehr davon wissen, weshalb sie hier zusammen gekommen sind. Der Vorsitzende erklärt endlich die Festordnung für geschlossen und die wilden Wasser brechen ein und verwandeln Alles in einen Strudel; die Besonnenen gehen davon und es wird fortgejubelt, getoastet bis Alles zur Posse und Fraße wird.

„Es war gestern doch ein schöner Abend, der und der hat sehr schön gesprochen,“ sagt ein Festgenosse mit schwerem Kopfe am andern Morgen; aber Niemand weiß mehr recht, was es eigentlich war, man war eben in überschaubarer Stimmung, durch langes Tafeln und rauschende Musik.

Wer die Festmahls-laune nicht in die ernste Lebensarbeit der Männer mischen mag, der sorge dafür, daß künftighin ein Festmahl nur ein einziges Gericht habe, und daß, wenn doch einmal Musik dabei sein muß, diese erst laut werde, wenn das Wort zu seinem Rechte gekommen ist.



ur immer ordonnanzmäßig.

Zu Trier an der Mosel wurde großes Herbstmanöver abgehalten. Früh vor Tag, da noch Alles in Nebel gehüllt, reitet der General mit seinem Adjutanten einen Berg hinan. Der General reitet voraus, der Adjutant, ein junges Blut, in vorchriftmäßiger Entfernung, aber frei umschauend, hinterdrein.

Sie kommen auf dem Berge an, da zerreißen die Nebel und die Sonne geht auf in all ihrer Strahlenpracht. Der Adjutant voll Entzücken reitet vor, legt die Hand an die Feldmütze und sagt: „Der General! Wollen gefälligst bemerken, wie schön die Sonne aufgeht.“

Unwirsch erwidert der General: „Verschonen Sie mich mit Privatangelegenheiten.“

Eine Kölner Aschermittwochs-Geschichte.

(Aus einem Briefe an den Herausgeber.)

..... Ihr Fremden habt freilich nicht den rechten Sinn für unseren Fastnachts-Uebermuth.

Es mag sein, daß der Carneval nur noch eine Ueberlieferung ist, daß die neuere Zeit ganz andere Feste sich bildet, die Turn-, Feuerweh-, Säng- und Schützenfeste, und daß vielleicht nicht übel angebracht wäre, ein Stück Fastnachtslust damit zu verbinden. Einstweilen aber halten wir an unserem alten Carneval fest und sind lustig dabei und zeigen, daß es eigentlich gar nicht so schwer ist, das Leben leicht zu nehmen.

Doch das ist auch eine viel zu schwere Einleitung für eine kleine Geschichte, die ich Dir zum Weitergeben hiermit behändige.

Wenn diese Geschichte gelesen nur halb so viel Lachen macht, als sie gesprochen Heiterkeit erregte, kannst Du zufrieden sein.

Es war also am Aschermittwoch. Die tollen Faschingstage waren vorüber und der grau Nüchterne war da. Im Wildschütz saßen am Abend frohe Gesellen beisammen; der stattliche Unverwüßliche, der das beste Lachen hat am ganzen Rhein, war auch dabei. Man suchte sich durch einen edlen Häring und guten Trunk wieder aufzufrischen und es gelang; ja der Peter Drülles vom Püschens-Thor that des Guten so viel, daß er von Freud und Leid des irdischen Jammerthals gar nichts mehr wußte und in seliger Trunkenheit dalag und schlief.

„Was fangen wir nun mit dem an?“ hieß es.

„Hast Du Deinen Kapuzineranzug noch?“ fragt der Unverwüßliche.

„Ja.“

„Gut, so laß den Barbier kommen.“

Der Barbier kommt und dem Peter Drülles wird nun eine vollkommene und gerechte Kapuzinerglatze geschoren. Die Kameraden ziehen ihm die Kutte an und führen ihn dann mühselig nach dem Kapuzinerkloster. Dort klingen sie heftig; der Pförtner öffnet.

„Das ist ein Schimpf und eine Schande, daß ein Kapuziner so betrunken auf der Straße liegt“, rufen die Kameraden, stoßen den Peter Drülles auf den Flur und machen sich davon.

Der Pförtner bringt den Peter in eine Zelle und legt ihn auf die Britsche.

Am Morgen kommt der Pförtner in die Zelle und hält dem staunenden Erwachenden eine starke Strafpredigt. Mit großen Augen schaut Peter den Strafprediger an, greift sich an den Kopf, greift sich an das Gewand, und ruft endlich: „Genug! genug! Nun lassen Sie mich auch reden. Schicken Sie nach dem Büßchen-Thor Numero III und lassen fragen, ob der Peter Drülles zu Hause ist. Wenn er nicht zu Hause ist, ist's gut. Wenn er zu Hause ist, dann . . . weiß ich nicht wer ich bin.“

Der heilige Cumpän.

Du kennst die Geschichte wohl — mit diesen Worten beginnt der Herbergsvater gern seine Erzählung, um sich gegen den unterirdischen Geisterruf Meibingers zu decken, und dann erzählt er seine Geschichte flottweg. So soll's auch mit dieser sein. Also Du kennst die Geschichte wohl? — Es war einmal ein Bauer, der hatte einen guten Freund, einen Kaufmann, der sich vom Geschäft zurückgezogen und seine Tage in ruhigem Landleben beschließen wollte. Die Beiden lebten im besten Vernehmen mit einander.

Eines Tages kommt der Bauer und bittet seinen Freund um ein Darlehn von dreihundert Thalern. „Mit Vergnügen sollst Du's haben,“ sagt der Kaufmann „und schreib Du selbst nach Belieben in den Schuldschein den Tag, wann Du mir's wieder bezahlen willst.“

Der Bauer macht ein schelmisches Gesicht und schreibt. Der Kaufmann bewahrt den Schuldschein auf. Es vergehen Monate, es vergeht ein Jahr, der Bauer bezahlt nicht, endlich mahnt ihn der Gläubiger. „Ja“, sagt der Bauer, „das hat gute Weise, ich habe Dir ja geschrieben: ich bezahle am Tage des heiligen Cumpän, und dieser Heilige steht gar nicht im Kalender.“

Der Kaufmann hält das für Scherz, als er aber Ernst sieht, klagt er vor Gericht. Der Bauer erzählt lachend dem Richter seinen Schelmenstreich. „Die Sache ist in Ordnung“, sagt der Richter, „der heilige Cumpän steht nicht im Kalender, aber —.“

„Was aber?“

„Der Tag steht doch im Kalender, da ist der Tag Allerheiligen dabei, und da müßt Ihr bezahlen.“

Vormundschaftlicher Rath.

Kommt ein junges Mädchen zu seinem Vormund, schaut verlegen drein, zupft mit der einen Hand an der Schürze, hält mit der andern die Granatenschnur um den Hals krampfhaft fest, wird roth im Gesicht und sagt endlich:



„Herr Vormund, ich habe Sie um Rath bitten wollen.“

„So? Was denn?“

„Herr Vormund! Ich will heirathen . . . nun bitt' ich, rathen Sie mir; rathen Sie mir gut . . . aber rathen Sie mir nicht ab.“